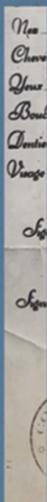


DANIEL
FINKELSTEIN
HITLER,
STALIN,
MEINE
ELTERN
& ICH



EINE UNWAHRSCHEINLICHE
ÜBERLEBENSGESCHICHTE

HOFFMANN UND CAMPE





Daniel Finkelstein

**HITLER,
STALIN,
MEINE
ELTERN
& ICH**

Eine unwahrscheinliche
Überlebensgeschichte

Aus dem Englischen
von Barbara Schaden

Hoffmann und Campe

Die Originalausgabe erschien 2023 unter dem Titel
Hitler, Stalin, Mum and Dad: A Family Memoir of Miraculous Survival
bei William Collins, London.

1. Auflage 2024

Copyright © 2023 Daniel Finkelstein

Für die deutschsprachige Ausgabe

Copyright © 2024 Hoffmann und Campe Verlag, Hamburg

www.hoffmann-und-campe.de

Satz: Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin

Umschlaggestaltung: © Hoffmann und Campe nach
einem Originalentwurf von Emma Pidsley

© HarperCollinsPublishers Ltd 2023

Umschlagabbildungen: © Daniel Finkelstein

Gesetzt aus der Minion Pro

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-455-01666-6


HOFFMANN
UND CAMPE

Ein Unternehmen der
GANSKE VERLAGSGRUPPE

*Für Anthony und Tamara
Für Sam, Aron und Isaac
Und für Nicky, natürlich*

»Ich bin bereit zu vergessen, sofern sich alle anderen erinnern.«

Alfred Wiener

Inhalt

Karte	12
Stammbaum	14
Vorwort	17

I VORHER

<i>MUM</i>	33
Alfred und Grete	35

<i>DAD</i>	67
Dolu und Lusía	69

<i>MUM</i>	91
Eine Kindheit in Amsterdam	93
Die Wahrheit vor Gericht	108
In der Falle	121

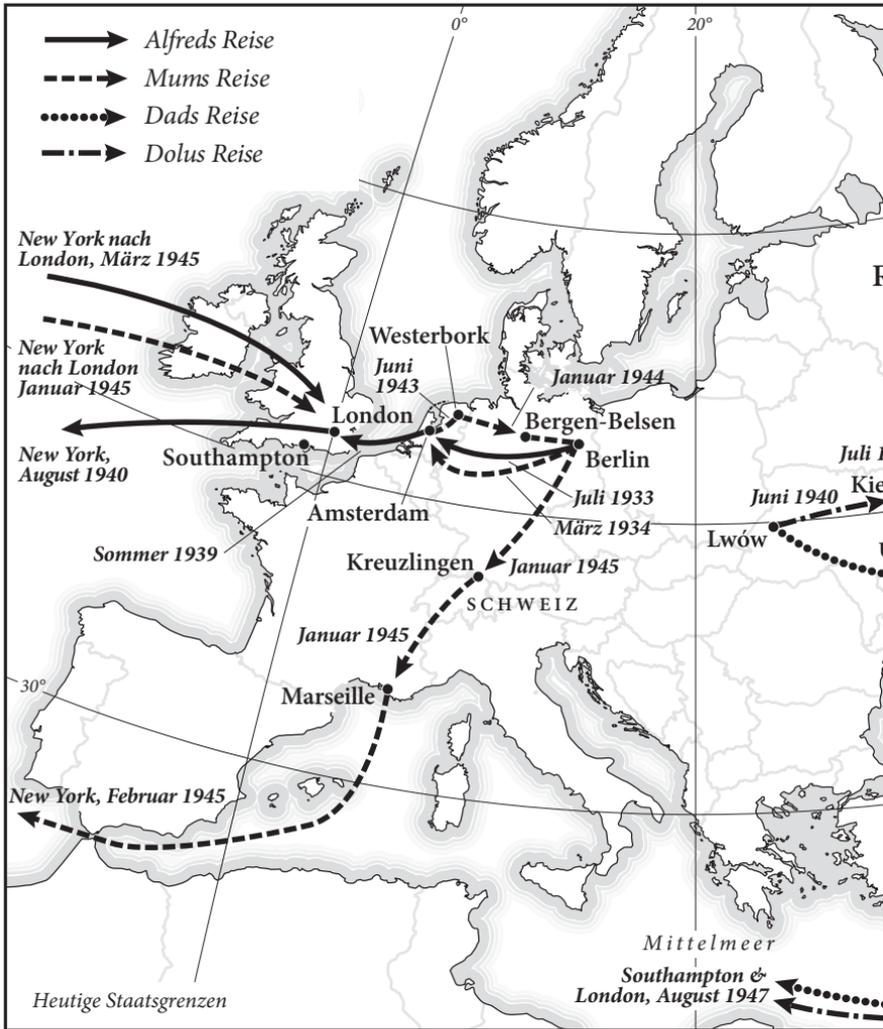
II WÄHRENDEDESSEN

<i>DAD</i>	137
Ein Messer im Rücken	139

<i>MUM</i>	159
Überrannt	161
Lust und Fröhlichkeit	168
Deportation	180
Betty aus Nottingham	201
<i>DAD</i>	217
In die Verbannung	219
Die Hunger- und Todesinsel	230
<i>MUM</i>	251
Alfreds Krieg	253
Paraguayische Staatsbürger	265
<i>DAD</i>	275
Amnestie	277
Was mit Dolu geschah	291
Wiedersehen und Freiheit	303
<i>MUM</i>	317
Westerbork	319
Die Verlegung	337
Camille	349
Bergen-Belsen	355
Der Austausch	372
<i>DAD</i>	391
Das Dock von Southampton	393
<i>MUM</i>	407
Drei Skelette	409

III DANACH

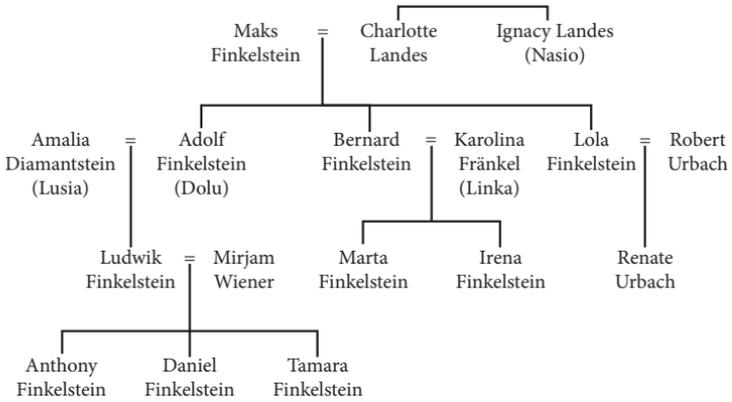
<i>DAD</i>	419
Die Lady von Hendon Central	421
<i>MUM</i>	425
Der Mann auf des Bundespräsidenten Gewissen	427
<i>MUM UND DAD</i>	445
Freitagabend	447
Dank	459
Anmerkungen	465
Abbildungsverzeichnis	495
Register	497



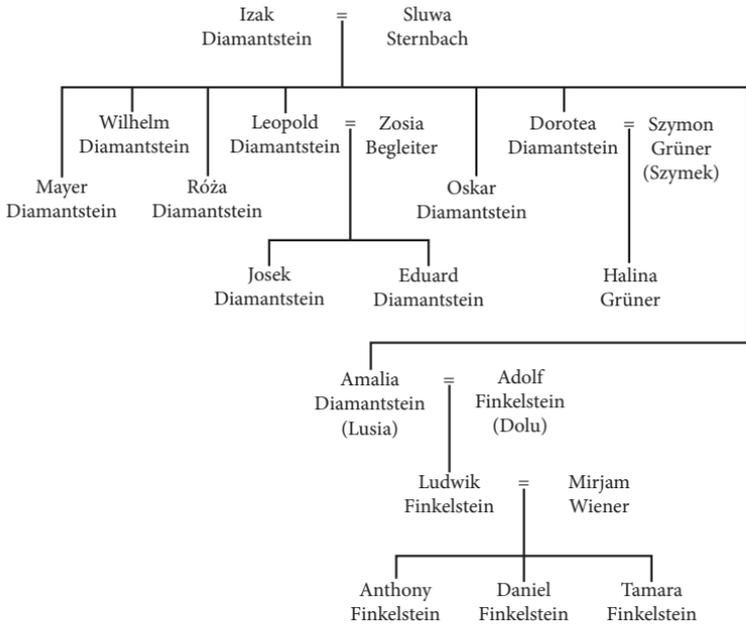


Die Familienstammbäume des Autors

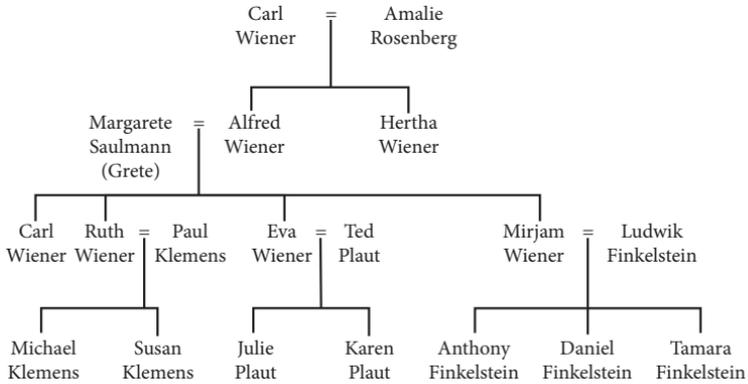
Dolus Familie



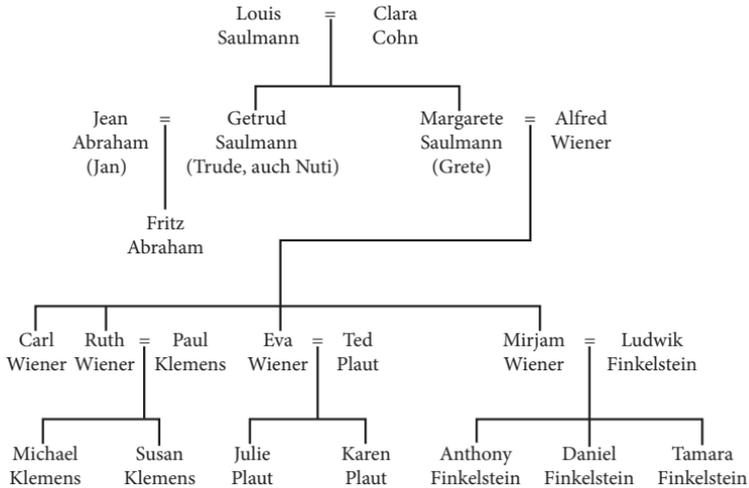
Lusias Familie



Alfreds Familie



Margaretes Familie



Vorwort

Die Wahrheit liegt zu Füßen der Freiheitsstatue.

Wenn ich in New York bin, wohne ich immer in Midtown, wo ich mir ein Hotel in der Gegend suche, in der mein Großvater während des Kriegs gewohnt und für den britischen Geheimdienst und die amerikanische Regierung gearbeitet hat. Am zweiten oder dritten Tag meines Besuchs steige ich an der Grand Central Station in die U-Bahn und fahre hinunter nach Bowling Green, und von dort ist es nur ein kurzer Fußweg zum Terminal der Staten-Island-Fähre.

Kurz darauf sehe ich, was meine Mutter sah, als sie an Deck des Rote-Kreuz-Schiffs heraufkam, das sie nach Amerika und in Sicherheit brachte. Vor mir liegt der Anblick, den sie kurze Zeit später in einem Schulaufsatz schilderte – es war einer ihrer frühesten, aber bemerkenswert selbstbewussten Vorstöße in die englische Sprache: »Das Allererste von Amerika, das ich sah, waren einige riesige Wolkenkratzer in New York, und das Nächste war die Freiheitsstatue, die Neuankömmlinge begrüßen; als ich dieses schöne Symbol sah, wusste ich, das ich wirklich im ›Land der Freien, der Heimat der Tapferen‹ war.«¹

So bewegend es immer wieder ist – es ist nicht der Grund, weshalb ich diese Wallfahrt unternehme. Ich komme her, weil hier die Wahrheit liegt. Ich komme her, weil hier meine Tante Ruth die Kriegsmedaillen meines Großvaters ins Wasser geworfen hat.

Im Herbst 2012 räumten wir unser Wohnzimmer auf, liehen uns ein im Internet entdecktes Partyzelt und bestellten im Lokal um die Ecke Essen für die Gäste. Dann feierten wir meinen Fünfzigsten.

Gekommen waren die Menschen, die mir am meisten bedeuteten. Meine Familie natürlich. Ein paar Kollegen, mit denen ich befreundet bin. Aber die Mehrzahl gehörte zu der Gruppe, die meine Frau Nicky »alle« nennt. Leute, die sie seit der sechsten Klasse kennt und mit denen auch ich mich angefreundet habe, weil meine Schwester ebenfalls zu »allen« gehört. So haben Nicky und ich uns kennengelernt. Über Tamara.

Natürlich gab es Unterschiede zwischen uns. Aber wichtiger war, worin wir uns glichen. Wir führten alle ein glückliches, stabiles, sicheres, ziemlich erfolgreiches Leben im Londoner Umland. Außerdem waren die meisten von uns jüdisch, viele aus Familien, die erst seit zwei Generationen hier lebten.

Als Kind wurde meine Schwester bei einer Schwimmgala einmal von einem anderen Kind gefragt: »Wo ist eigentlich deine Mum her?« Tamara war verblüfft; nie war ihr aufgefallen, dass unsere Mutter einen leicht ausländischen Akzent hatte. Nie war ihr in den Sinn gekommen, dass jemand uns als »nicht aus Hendon« empfinden könnte. Und die meisten meiner Geburtstagsgäste hätten auf die Frage, wo sie herkämen, wohl »London« gesagt oder »gleich nördlich von London«. Dabei »kamen« die meisten keineswegs von dort.

Deshalb schienen mir meine Gäste das richtige Publikum für das, was ich zu sagen hatte.

Wir schnitten die Torte, die Nicky beim Konditor in der High Street bestellt hatte. Darauf thronte eine Marzipanfigur, die mich zeigte: auf einem Sofa, eine Dose Diet Coke in der Hand, fernsehend. Dann hielt ich eine kurze Rede, in der ich allen für ihr Kommen dankte.

Ich erklärte Nicky meine Liebe, sagte meinen Freunden und mei-

nen Angehörigen, wie viel sie mir alle bedeuteten, bedankte mich für meine Geschenke; und am Ende fügte ich Folgendes hinzu:

Dankbar bin ich auch noch für etwas anderes. Als meine Eltern und meine Großeltern in meinem Alter waren, hatten sie alles verloren, was sie hatten. Ihre Heimat, ihr Zuhause, ihren Besitz. Sie mussten in einem fremden Land und einer fremden Sprache neu anfangen.

Wir leben hier in Frieden, liegen nachts nicht wach, weil wir Angst haben, dass jemand an unsere Tür hämmert und uns aus dem Bett holt. Wir haben keine Angst, dass unsere Kinder in einen fernen Krieg geschickt werden. Wir haben keine Angst vor Verhaftung oder Exil.

Stoßen wir also an auf das Sunrise Café in North Harrow und die U-Bahn-Station und auf das Einkaufszentrum Brent Cross und die chemische Reinigung um die Ecke. Auf uns alle, die wir dieses Land und seine wenig hochtrabenden Ideen lieben und nicht wollen, dass es von populistischer Begeisterung oder revolutionärem Eifer fortgerissen wird.

Auf das Land, das meine und eure Familien aufgenommen hat. Auf das Londoner Umland und euch alle, die ihr hier lebt.

Ich glaube nicht, dass ich, fände die Party heute statt, diese Rede noch einmal so halten würde.

Nicht, weil ich der Ansicht bin, dass wir vor dem sozialen Kollaps stehen. Aber das letzte Jahrzehnt hat – so unbehaglich mir bei dem Eingeständnis ist – meine Gewissheit etwas angekratzt. Heute erschiene es mir vermessen, so zu reden. In zu vielen Gegenden der Welt hat der soziale Kollaps bereits stattgefunden, und zu viele Menschen sind ihm zum Opfer gefallen. Im Nachhinein kommt mir die Zuversicht, die ich damals an den Tag legte, selbstgerecht vor. Die Idee, dass der hohe Wert von liberaler Demokratie und

Recht und Freiheit und Toleranz eine Lektion sei, die wir ein für alle Mal gelernt hätten und die nicht mehr in Vergessenheit geraten könnte, halte ich aus heutiger Sicht für maßlos und unangemessen optimistisch.

Was meinen Eltern widerfahren ist, wird mir nicht so leicht widerfahren. Auch nicht meinen Kindern. Aber *könnte* es passieren? Ja. Auf jeden Fall.

Daher meine ich, es ist an der Zeit, dass ich die Geschichte meiner Eltern und meiner Großeltern erzähle. Dass ich schildere, was ihnen widerfahren ist; warum es so kam und warum es eine Rolle spielt.

Meine Eltern – Mirjam und Ludwik – suhlten sich nicht in ihren Erlebnissen, machten aber auch kein Hehl daraus. Ich konnte sie alles fragen, was ich wollte, und das tat ich. Gleichzeitig vertrat besonders meine Mutter die Ansicht, dass wir nicht leiden müssten, nur weil sie gelitten hatte.

Kurz bevor meine Mum starb, erschien unter dem Titel *Survivor* ein Buch des Fotografen Harry Borden mit Bildern von Holocaust-Überlebenden. Begleitet wurden die Bilder von kurzen handgeschriebenen Kommentaren der Porträtierten.

Auf einem der Fotos ist meine Mutter zu sehen, die an der Tür unseres Esszimmers steht. Auf der Seite gegenüber steht in Mums großer, ordentlicher Schrift: »Ich sehe mich zuallererst als Person, als Ehefrau und Mutter und erst zuletzt als Überlebende.«²

Daran hat sie sich immer gehalten, sie ließ sich nicht bestimmen von dem, was ihr widerfahren war; sie behielt das Heft in der Hand.

Als der US-Präsident Ronald Reagan 1985 die Kriegsgräberstätte Bitburg in Rheinland-Pfalz besuchte, erntete er Kritik im In- und Ausland, weil auf dem Friedhof auch Soldaten der Waffen-SS bestattet sind. Ich saß Radio hörend in meinem Zimmer und erfuhr, dass Reagan zwecks Glättung der Wogen nun auch die KZ-Gedenkstätte Bergen-Belsen besichtigen wollte.

Ich ging hinunter in die Küche, wo Mum beim Abspülen war, und berichtete aufgeregt: »Mum, Präsident Reagan fährt nach Bergen-Belsen!« Sie antwortete gelassen und ohne sich umzudrehen: »Na und? Da war ich auch.«

Auch mein Vater konnte das, was er erlebt und erlitten hatte, mit einem gewissen Humor betrachten. So sehr, dass ich seine Witze gelegentlich für Realität hielt. Hatten er und seine Mirjam tatsächlich einen sowjetischen Bahnaufseher mit einer Flasche Parfüm bestochen, das sich »Stalins Atem« nannte? In den Geschichten, die sie uns in unserer frühen Kindheit erzählten, waren die Russen, die sie festnahmen, immer stümpernde Bürokraten und Idioten und vom Widerstand meiner Großmutter gnadenlos überfordert. Konnte das stimmen?

Die Herangehensweise meiner Eltern brachte es mit sich, dass mir nicht viel von ihrer Geschichte vorenthalten wurde. Aber sie stellte mich vor ein anderes Rätsel. Warum waren sie so? Wie hatten sie es fertiggebracht, ein derartiges Trauma zu überstehen und so *normal* zu bleiben?

Warum waren sie nicht wütender? Feindseliger? Wie konnte mein Vater, als er in der DDR einen Vortrag hielt und erfuhr, dass an jenem Tag gewählt wurde, lächelnd sagen: »Wenn es für Sie in Ordnung ist, bleibe ich nicht so lange auf, bis die Ergebnisse vorliegen.« Wie brachten sie es fertig, ihre Kinder so zu erziehen, wie sie uns erzogen haben?

Erst jetzt beginne ich das alles zu verstehen, wie ein Erwachsener es verstehen würde. Denn wenn man jung ist, stellt man den Eltern nicht so viele Fragen. Sie sind einfach die Eltern.

Heute kann ich vollkommen verstehen, warum meine Schwester erschrak, als jemand an der Sprechweise unserer Mutter einen irgendwie ausländischen Akzent wahrnahm. Der leise Anklang von Holländisch (oder war es Deutsch?) in ihrem perfekten Englisch,

diese leichte Sprachmelodie – war das nicht einfach der Tonfall unserer Mum?

Und ja, unser Vater konnte etwas förmlich sein. Er trug auch am Wochenende ein Sakko und richtete seine Krawatte, bevor er ans Telefon ging. Auf einer USA-Reise zu meinem Onkel, der dort lebte, verabredeten sie sich einmal zum Essen in einem Highway-Restaurant der Kette Denny's. Mein Onkel, ohnehin ziemlich lässig gekleidet, meinte, sie sollten sich vor dem Essen doch noch kurz umziehen. Als sie sich später trafen, trug Ted einen Jogginganzug, während mein Vater sein übliches Jackett mit Krawatte gegen einen noch formelleren Geschäftsanzug eingetauscht hatte. Sogar am Strand war Dad immer vollständig bekleidet, sein einziges Zugeständnis an den Ort war, dass er Anorak und Wanderschuhe trug.

Seine Förmlichkeit war nie Kälte gegenüber anderen, am wenigsten gegenüber seinen Kindern. Und nie störte es ihn, wenn man ihn auf den Arm nahm, denn er konnte durchaus über sich lachen. Er gab zu, dass er in seiner Jugend immer der Ernsteste und Feierlichste unter den Gleichaltrigen gewesen war; einmal wollte ein Mädchen auf seinem Schoß sitzen, woraufhin er aufstand und ihr seinen Platz anbot. Jedoch behauptete er – nicht zu Unrecht –, mit den Jahren hätten ihn die anderen nach und nach an Ernst überholt; im Alter entwickelte er sich zu einer Stimmungskanone, während alle anderen hauptsächlich von ihren Krankheiten erzählten.

Eigenschaften, die, wie ich heute weiß, in Wahrheit sein Vorkriegs-Polentum waren, erklärten wir uns als leichte Schrulligkeit: Sie gehörten für uns in dieselbe Kategorie wie die Tatsache, dass er morgens geistesabwesend die Kaffeemaschine einschaltete, ohne zuvor die Reste vom Vortag zu leeren, sodass am Ende alles danebenging. Und tags darauf machte er genau dasselbe wieder. Oder dass er, wenn wir spazieren gingen und ihn etwas fragten, augenblicklich stehen blieb und über seine Antwort nachsann, sodass

wir erst weitergehen konnten, wenn zwei seiner Kinder hinter ihn traten und ihn anschoben.

Sogar als Kindern war uns klar, dass Dad ungewöhnlich intensiv mit Fragen des Geistes beschäftigt war, viel mehr als andere Väter; schließlich war er Professor und Pionier seines Fachs, der Steuerungs- und Messtechnik. Doch war für ihn Bildung mehr als nur berufliche Tätigkeit – sie machte ihn aus. Beim Frühstück warf er politische und philosophische Fragen auf, und später, beim Abendessen, nahm er zu den Punkten Stellung, die man morgens vorgebracht hatte, nachdem er in der Zwischenzeit Autoritäten aus seiner umfangreichen Bibliothek konsultiert hatte. Zu seinen Geburtstagen schenkten wir ihm gern Enzyklopädien – der Mechanik, der Antike, des politischen Denkens –, und er las sie wie Romane von Anfang bis Ende.

Dementsprechend war sein Wissen. Wurde in einem Zeitungsquiz gefragt, in welchem Jahr der Londoner Triumphbogen Admiralty Arch errichtet worden sei, gab er die Antwort anhand der lateinischen Inschrift, die er auswendig wusste: Er sagte sie uns vor, übersetzte sie und teilte dann das Entstehungsjahr mit. Als Dad gestorben war, sagte einer seiner Enkel: »In Zukunft müssen wir Google fragen.«

Außerdem konnte er neun Sprachen. Als Kind dachte ich nicht darüber nach, wie er sie sich angeeignet hatte. Stattdessen blamierte ich mich einmal, als ich einer Delegation russischer Politiker begeistert erklärte, mein Vater könne Russisch. Als sie gleichermaßen begeistert wissen wollten, wo er das gelernt habe, musste ich antworten: in russischer Gefangenschaft.

Aber es gab auch Lücken. Er besaß Tausende Bücher, doch nur sechs Schallplatten (und eine war eine Platte mit einem Hörspiel für Kinder, weshalb ich ziemlich sicher bin, dass sie mir gehörte). Er hatte keinerlei Interesse an Vereinssportarten und keines an Prominenten, auch nicht an jenen seiner eigenen Zeit. Es war nicht so,

dass er ein Verächter der Popkultur gewesen wäre, er konnte nur nichts damit anfangen.

Aus meiner heutigen Sicht sind mir die Gründe dafür klar. Er war nie ein richtiger Teenager gewesen, weil er in den Jahren seiner Jugend darum hatte kämpfen müssen, in einem fremden Land Fuß zu fassen, überhaupt zu überleben. Als ich ihn einmal fragte, welche Fußballmannschaft er unterstützt habe, behauptete er, er sei Fan von Eintracht Pipidówka gewesen, und erst viele Jahre später fiel bei mir der Groschen, als ich erfuhr, dass Pipidówka im Polnischen ein Scherzname ist, mit dem man unbedeutende Provinzkäffer bezeichnet.

Eine Ausnahme von seiner Gleichgültigkeit gegenüber der Popkultur gab es allerdings: Er liebte Krimiserien. Wenn der kahle Kommissar mit dem Lolli im Mund im Fernsehen kam, fragte er Mum, ob sie ihm böse wäre, wenn er schon mal vom Esstisch aufstand, bevor alle fertig waren, damit er nicht den Anfang der neuen Folge von *Kojak* verpasste. Einmal kam ich zum Ende einer *Quincy*-Folge ins Wohnzimmer: Der Mörder hatte gemordet, indem er sämtliche Snacks an Bord einer Luxusjacht vergiftete. Der Ausruf »Beschafft mir jedes einzelne Tortillachip auf diesem Boot« wurde zum geflügelten Wort in der Familie. Genau wie Dads Schwäche für John Wayne. Filme, in denen Gute und Böse zusammentreffen und das Gute gewinnt, liebte er. Natürlich.

Und dann war da noch Granny, unsere Großmutter. In meiner Kindheit schaute Dad jeden Morgen, bevor er zur U-Bahn-Station Hendon Central ging, um mit der Northern Line zur City University zu fahren, bei seiner Mutter Lusía* vorbei, die ganz in unserer Nähe wohnte. Seit Ende der vierziger Jahre, als sie ihren ersten festen Wohnsitz in England fanden, hatten weder Dad noch Lusía mehr als dreihundert Meter vom Hendon Way und voneinander

* Spricht sich »Luscha«.

gewohnt. Wir alle, meine Mutter und meine Geschwister, akzeptierten diese enge Beziehung und die Abneigung gegen eine größere räumliche Trennung, ohne uns Gedanken darüber zu machen, woher das kam. Dads enges Verhältnis zu seiner Mutter übernahmen erst meine Mum, dann auch wir.

Wenn mein Dad zur Arbeit gefahren war, ging meine Großmutter tadellos gekleidet, mit weißen Handschuhen, schönem Stoffmantel und schickem Hut in den Milchladen und zum Metzger. Wir amüsierten uns über dieses Missverhältnis, waren insgeheim aber auch ein bisschen stolz. Jeder Ladeninhaber kannte sie als die Lady von Hendon Central.

Gegenüber ihren Enkeln war sie von unerschöpflicher Langmut, doch kannten wir auch ihre Unverblümtheit und Gnadenlosigkeit. Einmal, als ich im Zuge einer Wahlkampagne im Viertel um Wählerstimmen warb, berichtete mir ein Wahlhelferkollege, es habe ihm eben eine Dame versichert, sie werde nie im Leben unsere Partei wählen, weil unser Kandidat eine »dämliche Frisur« habe. Ich wusste auf Anhieb, dass besagte Dame meine Granny war. Sie hatte zahlreiche Freundinnen und plauderte vergnügt mit ihnen am Telefon, meist auf Polnisch, aber wenn ihr langweilig wurde, legte sie kurzerhand den Telefonhörer auf den Tisch und ging weg, um sich Kaffee zu machen, während es hinter ihr aus der Leitung quasselte.

Wenn wir in die Ferien fuhren, kam Granny oft mit. Meine Schwester erinnert sich an eine Wanderung auf dem Land – Dad mit Krawatte, Granny mit Hut –, bei der eine Kuh auf uns zutrabte. Granny trat vor und schlug die Kuh mehrfach mit ihrer Handtasche aufs Maul, sodass diese sich abwandte und ging. Tamara war baff, aber man wird weniger überrascht sein, wenn man etwas mehr von Lusía weiß.

Ich glaube, diese Konstellation – mein vergeistigter Vater, seine Mutter, die Lady von Hendon Central, die immer ganz nah wohnte, die polnische Konversation und das polnische Essen, das Fehlen